

malige Umweltkommissar Ripa di Meana, mittlerweile italienischer Umweltminister, daß ein „Ausstieg aus der Ex-und-Hopp-Gesellschaft“ oberstes Ziel sei.

„Voll Freundlichkeit“, erinnert sich der Abfallexperte Andreas Fußer vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), seien die europäischen Umweltverbände zu den Beratungen in Brüssel hinzugezogen worden. In einem eigenen Abfallkongreß der federführenden Öko-Gruppe „Vereniging Milieudéfensie“ in Amsterdam entwarfen die Umweltschützer ein fortschrittliches Konzept für die Brüsseler Müllpolitik.

Um so größer die Enttäuschung. Von den Vorschlägen der Ökos aus 19 europäischen Ländern ist „keine einzige Forderung“ (Fußer) in der endgültigen EG-Direktive übernommen worden.

Noch im zweiten Referentenentwurf vom November vergangenen Jahres verankerte Beschränkungen für Verbundverpackungen, chlorgebleichte Packstoffe oder bestimmte Höchstquoten für Sortierreste wurden zudem auf Druck der Industrie wieder herausgenommen.

Die zukünftige Ausgestaltung verschiedener Verpackungsarten wird allein den Herstellern übertragen. In einem Technischen Komitee sollen entgegen ursprünglichen Ankündigungen einer „geteilten Verantwortung“ (Entwurfstext) weder die Umwelt- noch die Verbraucherverbände Sitz und Stimme bekommen.

Sogar der seit einem Jahr in Deutschland eingeführte „Grüne Punkt“ für angeblich wiederverwertbares Verpackungsmaterial ist in Gefahr. Auch die EG-Regelung fördert die Erfassung des Mülls in einer Art staatlich finanziertem „Dualen System“ zur „Rückgewinnung“. Aber von der EG-Norm abweichende Kennzeichnungen wie der „Grüne Punkt“ können verboten werden.

Zwar sind die Deutschen mit ihrem System wie mit ihren Umweltnormen bereits viel weiter. Doch das nützt ihnen nichts. Die EG-Regelung bedeutet wieder einmal einen „drastischen Rückschritt auf den Minimalstandard“ (BUND), wie er ebenfalls für Sondermüll, Verkehr oder Luftreinhaltung festgeschrieben wurde (SPIEGEL SPEZIAL 1/1992). Schon läßt der deutsche EG-Kommissar Martin Bangemann (FDP) bei den Verpackungen „Vertragsverletzungen durch die bundesdeutschen Regelungen“ überprüfen.

Städte

Geschmeidige Gangart

Demoskopien und Ökonomen haben die langweiligste Großstadt Deutschlands ermittelt: Nürnberg.

Die Stadtväter von Nürnberg, der Lebkuchen- und Bratwurstmetropole Mittelfrankens, wollten ganz genau wissen, was Deutschland von ihnen hält. Ein halbes Jahr haben sie recherchiert, mit niederschmetterndem Ergebnis: Dem Rest der Republik gilt die Halbmillionenstadt als „beschaulich“, „provinziell“ und ziemlich „spießig“.

Nichts von der „neuen Drehscheibe zwischen Ost und West“, die Oberbürgermeister Peter Schönlein (SPD) seit Öffnung der Grenzen in seinen Reden beschwört. Kein Wort vom high-technischen „Top-Zentrum“ in Bayern, mit dem die örtliche Industrie- und Handelskammer lockt.

Das erstrebte Großstadtfleur, so zeigen Umfragen, verfliegt im Duft von Pfefferkuchen und Blauen Zipfeln, einer säuerlichen Wurstspezialität.

Bittere Wahrheiten, die eine achtköpfige Arbeitsgruppe „Nürnberg-Image“, vom Stadtrat vor neun Monaten eingesetzt, jetzt gesammelt im Rathaus vorlegte. Demnach kennen zwar neun Prozent der Bundesbürger den 1. FC Nürnberg. Vier Prozent erinnern sich an die Nürnberger Prozesse. Doch kaum einer

verbindet mit der mittelalterlichen Burgenstadt Kultur, und nur jeder hundertste hält Nürnberg überhaupt für eine Großstadt.

Frankfurt (646 000 Einwohner) dagegen, gerade um ein Drittel größer als Nürnberg (496 000 Einwohner), ist nach Ansicht von 31 Prozent der Deutschen die Stadt des Geldes. Nur einem von hundert fällt dazu das fruchtige Light-Alkoholikum, der Apfelwein, ein. Selbst in der Kohlenpott-Stadt Duisburg ist nach Meinung der Bundesbürger mehr los als in der sogenannten Noris.

Richtig weinerlich wurden die Mittelfranken, als das Wirtschaftsmagazin *Capital* sie auch noch auf den letzten von 15 Städte-Plätzen punktete. Entscheidende Minuskriterien: kaum Aufstiegschancen für Manager, geringes Einkommen, miserable Verkehrsanbindung, mieses Kulturangebot und auch noch schlechte Luft. Was Wunder, daß 28 Prozent der West-Bundesbürger spontan antworten, in Nürnberg leben wollten sie „auf gar keinen Fall“.

Aufgabe der Image-Truppe ist es nun, den bösen Trend irgendwann zugunsten der Stadt zu brechen. Denn am mäßigen Ansehen der Stadt wird „über alle politisch trennenden Grenzen hinweg“ (*Süddeutsche Zeitung*) gelitten.

Die Strategie der Image-Chirurgen scheint fundiert: Bevor Deutschland an Nürnberg glaubt, müssen die Bürger der Stadt überzeugt werden, sie lebten in einer „eleganten“, „großzügigen“ und „bedeutsamen Stadt“ (Arbeitspapier).

Das wird nicht leicht. Kenner des feingesponnenen mittelfränkischen Gemüts ahnen, daß der Nürnberger nichts



Nürnberger Altstadt, Touristen: „Selbstzweifelrisch, grüblerisch, nach innen gekehrt“



Nürnberg-Werber Kett: Schau aus dem Koffer

für überflüssiger hält als derartige Moden. Gegen den Wandel Nürnbergs zum Manager-Magneten spricht auch der eigenwillige Charme der Kleinmetropoli-ten. Sie selbst sehen sich als „selbst-zweifelnd, grüblerisch und nach innen gekehrt“, hat Gruppenleiter Siegfried Kett, 53, herausgefunden.

Der „Nürnberg-Komplex“, wie Ex-perten dieses Lebensgefühl nennen, scheint tief im mürben Sandboden der Protestantenstadt zu wurzeln. „Mir schämen uns, daß wir wir sind“, analysiert der fränkische Heimatschriftsteller Fitzgerald Kusz.

Diese an Gemütskrankheit grenzende Melancholie wird von der Mehrheit der Nürnberger stark genossen. Aber nur solange sie den Vergleich mit anderen Großstädten nicht aushalten müssen, etwa mit München.

Da liegt der Nerv bloß. Nicht nur, weil die bayerische Landeshauptstadt nach dem Krieg erblühte, während Nürnberg knapp der Förderung als Zonenrandgebiet entging.

Am Mal der Demütigung durch die Münchner tragen die Mittelfranken schon lange, seit die freie Reichsstadt Nürnberg 1806 dem Bayerischen Königreich zugeschlagen wurde. Seither kämpfen die Nürnberger gegen ihre oberbayerischen Unterdrücker mit Protestschriften und aufgeregten Besuchen in der Landeshauptstadt.

Mit mäßigem Erfolg. Um sich künftig vorteilhafter zu präsentieren, sollen

jetzt Profis am Schild des neuen Selbstbewußtseins schmieden. Drei Werbe-agenturen, angeschlossen eine ganze Gestaltungsklasse der lokalen Fachhochschule, erstellten griffige Formeln wie „Was ist der Unterschied zwischen einem Krokodil und Nürnberg? Keiner! Beide haben ihre grünen Seiten.“ oder „Donnerwetter Nürnberg!“

Über die Ergebnisse bei der Werbepäsentation zeigte sich der Stadtrat ganz entzückt. Nur die Finanzierung der rund zwei Millionen Mark teuren Kampagne ist noch nicht gesichert.

Eine mögliche „Image-Steuer“ (Sitzungs-Protokoll) haben die Kommunalpolitiker rasch verworfen. Für erste Schritte zur Prestige-Verbesserung fanden sich, so das Arbeitspapier, günstigere Lösungen:

▷ Polizisten, Taxifahrer und Parküberwacher sollen in Eilkursen zu „Botschaftern“ der Stadt ausgebildet werden;

▷ andernorts will sich die Kommune in Zukunft spontan zeigen – mit einer transportablen „Nürnberg-Schau aus dem Koffer“.

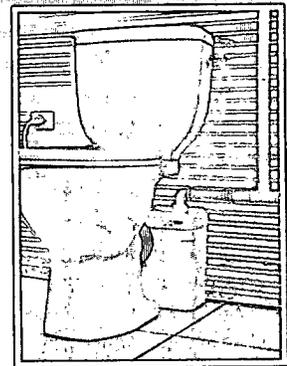
An einem Logo, das die neue Identität unterstreichen soll, wird gearbeitet. Kleines Problem: Ein „repräsentativer Neubau“, der auf dem Signet Modernität symbolisiert, konnte nicht gefunden werden.

An der Pegnitz hat es schon Tradition, großen Aufwand zu treiben mit kleinstmöglichem Erfolg. So entwarfen auf Bitten der Stadt deutsche Künstler Fresken für den historischen Rathausaal – herausragend vertreten war der bodenständige Nürnberger Maler Michael Mathias Prechtel, der prominenten Zeitgenossen zu verewigen gedachte.

Es folgten eine Debatte und ein öffentliches Hearing mit 21 Sachverständigen, darunter auch ein Vertreter des ADAC – Ergebnis: Heute, drei Jahre danach, ist der Saal jungfräulich weiß.

So hoffen Mittelfranken ohne Identitätsproblem auch diesmal auf eine „Null-Lösung“ (Kusz). Damit fänden etwa die schlimmen Visionen des Stadtoriginals Klaus Schamberger ein Ende, der in seiner Nürnberg-Kolumne in der *Abendzeitung* erkannte: „Der frischgebackene Nürnberger Weltstadtbürger braucht eine geschmeidige Gangart, ein weltmännisches Outfit und eine höhere Bildung, die aus Champagner, handgeschnitzten Spargelspitzen und einer

„Spüllärm?!“



„Wenn Sie schon von Sanibroy gehört haben, dann sicher, dass man von Sanibroy nichts hört.“ sagte der

SANIBROY
SPEZIALIST

Sanibroy-Spezialisten sind
Fachleute für mehr Komfort

Telefon Informationen:
München: 089 / 310 40 47
Zürich: 01 / 748 17 44 / 45
Salzburg: 0662 / 820 390.0

SFA SANIBROY®
INFORMATIONSDIENST
Industriegebiet Lohhof
Siemens Straße 3
D-8044 Unterschleißheim

Name _____

Anschrift _____

Ort _____

Telefon _____

SPiegel 92

umfassenden Gehirnresection besteht.“

Image-Gruppenleiter Kett, der Nürnberg zu dem neuen Weltstadtglanz verhelfen soll, hält solche Polemik für „kontraproduktiv“. Es sei allerdings alles eine Frage des Standpunktes.

Er selbst lebt in der Nachbarstadt Fürth. Kett: „Das ist noch viel schlimmer.“

Kriminalität

Schnell zugelangt

Die Mehrzahl der Ostdeutschen fühlt sich vor Kriminellen nicht sicher. Dabei ist die Zahl der Kapitalverbrechen in der Ex-DDR seit der Wende kaum gestiegen.

Wenn der sächsische Innenminister Heinz Eggert den Briefen glauben soll, die täglich in seinem Büro eingehen, dann leben die Sachsen in Angst und Schrecken.

„Die Menschen hier sind entsetzt“, berichtet ein Bürger aus Leipzig, „ohne Kontrolle kann heute jeder an alle Mordwaffen heran, bandenmäßig werden Autos geraubt, Sparkassen geplündert, Frauen und Männer zusammengeschlagen, beraubt, getreten.“ Er reise „oft und gern“, schreibt ein Dresdner Universitätsangestellter, „aber ob in London, Wien oder Barcelona“ – überall habe er „ein größeres Gefühl der Sicherheit“ als in seiner Heimatstadt.

Ein anderer Briefschreiber trauert den alten Zeiten nach: „Bei Hitler und bei Honecker konnten wir ruhig auf die Straße gehen, nun nicht mehr.“

Die Klagen zeigen, wie empfindlich die Ostdeutschen auf eine ansteigende Kriminalität reagieren und wie wenig sie sich von Polizei und Justiz geschützt fühlen. Ein „enorm hohes Bedrohungsempfinden“ hat der Leipziger Kriminalsoziologe Wolfgang Brück ausgemacht. Viele hätten den Eindruck gewonnen, die Wiedervereinigung habe zu „einer Explosion des Verbrechens“ geführt und sie seien „den Straftätern hilflos ausgeliefert“.

Tatsächlich bleibt der Osten bei vielen Deliktarten noch immer weit unterhalb des westdeutschen Standards. Die besonders sozialschädliche Beschaffungs- und Drogenkriminalität beispielsweise wird, entgegen düsteren Prognosen, von der Polizei bislang kaum registriert; das organisierte Verbrechen hat sich erst in Ansätzen entwickelt.

Die „irrational erscheinenden Ängste“ der Ostler, urteilt Christdemokrat Eggert, seien „Ausdruck einer generellen Verunsicherung durch den Umbruch“. Viele Menschen sähen sich „insgesamt mit Gewalt an die Wand gedrückt“, jeder Handtaschenraub werde da „äußerst sensibel“ wahrgenommen. Eggert: „Die Nerven liegen bloß.“

Welches Ausmaß die Kriminalitätsfurcht in den neuen Ländern angenommen hat, belegt jetzt eine noch unveröffentlichte Gemeinschaftsstudie von Kriminologen aus Hamburg, Tübingen und Berlin. Ein Drittel der Bewohner ostdeutscher Großstädte fühlt sich, so ermittelten die Forscher, „abends allein auf den Straßen im eigenen Viertel sehr unsicher“. Nur 3,7 Prozent der Befragten schätzen ihren Stadtteil als „sehr



Banküberfall (bei Leipzig)
„Erschreckende Gewaltbereitschaft“

sicher“ ein. Vor der Wende, das ergab eine sogenannte Retrospektivfrage, war das Verhältnis genau umgekehrt.

Die Angst der Ostler, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, ist fast doppelt so hoch wie bei den westdeutschen Nachbarn. Selbst in amerikanischen Verbrechensmetropolen wie New York oder Chicago konnten ähnlich dramatische Werte nicht gemessen werden.

Knapp 30 Prozent der Neubundesbürger halten es für „sehr wahrscheinlich“ oder „wahrscheinlich“, daß sie in den nächsten zwölf Monaten Opfer eines Raubes oder Diebstahls werden – Ergebnis einer letzte Woche bekanntgewordenen Untersuchung des Bundeskriminalamtes und des Freiburger Max-Planck-Instituts. 14,7 Prozent der Ostdeutschen erwarten, daß sie demnächst von Rowdies zusammengeschlagen werden.

Die Kriminologen sehen, wie Eggert, in allgemeiner Zukunftsangst den Hauptgrund dafür, daß sich so viele Ostdeutsche ständig be-



Geknacktes Auto (in Greifswald): „Die Nerven liegen bloß“